

Die Liebe überwindet Alles.

Wöchentliche Beilage zur
Elbthorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 39. 1898.

Die Liebe überwindet Alles.

Eine Geschichte nach dem Leben. Von **A. Berthold.**
 (Fortsetzung u. Schluß.)

5. (Nachdruck verboten.)

Lange Stunden der Aufregung hatte Alfred Lauffert verbracht. Wenn ihn je etwas erschüttert hatte bis in's Innerste seines Herzens, so war es die Art und Weise, wie seine Frau ihm das Geld angeboten hatte. Aber andererseits wieder dachte er mit Entsetzen daran, daß gerade die Art und Weise, wie sie ihm das Geld gegeben hatte, bewies, daß sie irgend etwas ahnte, daß er vielleicht unmittelbar vor einer Katastrophe stünde.

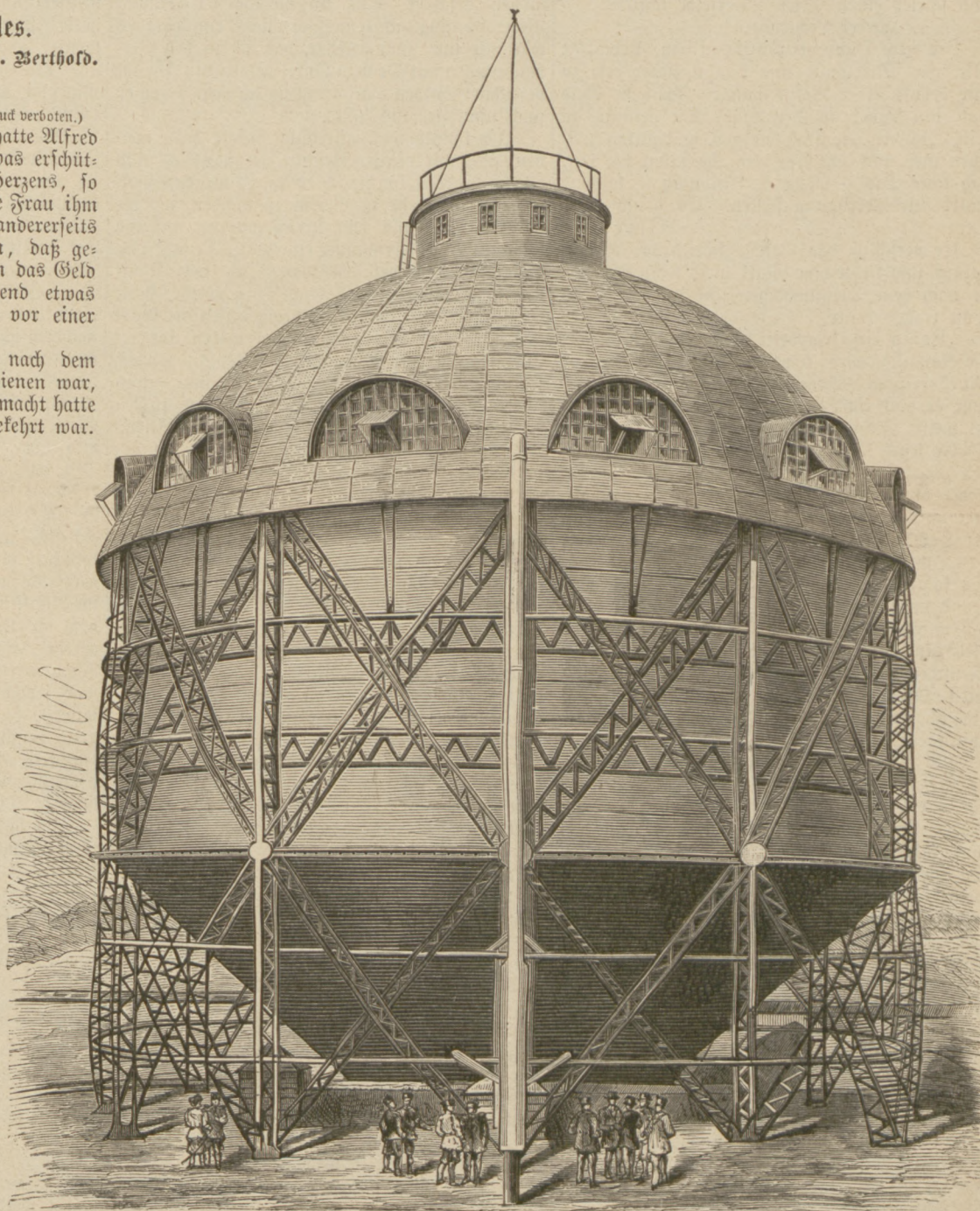
Es war wiederum Nachmittags nach dem Essen, bei welchem Betty nicht erschienen war, weil sie einen Gang in die Stadt gemacht hatte und mit starkem Kopfschmerz zurückgekehrt war. Der Gatte war nur einen Augenblick bei ihr im Zimmer gewesen und hatte nach ihrem Befinden gefragt; sie bat um Ruhe und um Entschuldigung, wenn sie ihn allein essen lasse.

Er hatte sich, nachdem er nur einige Bissen genossen, wieder in sein Zimmer begeben, als es draußen klingelte und bald darauf das Mädchen ihm meldete, es sei ein Dienstmann dagewesen, der einen Brief abgegeben habe.

Dieser Brief zeigte auf der Adresse die wohlbekannte Handschrift Lichtenberg's. Ein Zittern besiel Alfred, als er mit diesem Briefe in der Hand in sein Zimmer trat.

Sein Zittern war wohlberechtigt, denn in dürren Worten schrieb ihm Lichtenberg, daß er von jetzt ab, um allen Scherereien und Umständlichkeiten aus dem Wege zu gehen, auf ihn Wechsel ziehen werde, die er der Kürze halber mit Accept versehen wolle. Er würde ihn übrigens immer benachrichtigen, bevor er einen Wechsel ausbebe, damit Lauffert sich darauf einrichten könne, die Deckung stets rechtzeitig zu besorgen.

Lauffert lachte verzweifelt auf, als er den Brief zu Ende gelesen hatte. Der Plan, den Lichtenberg da entwickelte, führte zum unausbleiblichen Ruin Lauffert's, und wenn er sich überhaupt darauf einließ, so



Getreide-Elevator in Warschau. (S. 307)

dauerte die ganze Sache doch nur eine kurze Zeit.

Es ist ganz merkwürdig, wie Menschen in verzweifeltsten Lagen große Entschlüsse binnen kurzer Zeit fassen können, und zwar so felsenfest, daß sie nichts mehr davon abbringt.

„Besser ein Ende mit Schrecken,“ murmelte der Unglückliche vor sich hin, „als ein Schrecken ohne Ende! Die Katastrophe ist unvermeidlich! Besser ein kurzer muthiger Entschluß und eine Kugel durch den Kopf, als dieses langsame Hinmartern, als dieses Sterben Glied für Glied, dieses stückweise Zerfleischen meines Herzens.“

Er hob die beiden geballten Fäuste empor, und ein schrecklicher Ausdruck lagerte auf seinem Gesicht. „Ich will sterben! Das ist die einzige Auskunft, die es gibt. Aber er soll mit mir, der Schurke.“

Er trat an seinen Schreibtisch, öffnete ein Schubfach desselben und zog einen Revolver heraus, untersuchte ihn genau, mit einer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, die ihm selbst Freude machte. Er ließ den Mechanismus des ungeladenen Revolvers spielen, dann lud er ihn mit sechs Schüssen und verschloß ihn wieder im Schreibtisch; er setzte sich dann hastig nieder und schrieb einen Brief. Derselbe lautete:

„Lieber Lichtenberg!

Ich bitte Dich, vernünftig zu sein. Ueberlege Dir, was Du thust, und komme lieber erst zu mir behufs einer Besprechung. Ich habe Geld und bin daher in der Lage, Dir gefällig zu sein. Ich erwarte Dich morgen Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr ganz bestimmt bei mir. Ich kann Dir — wenn es sein muß — tausend Mark zur Verfügung stellen. Es grüßt Dich Dein

Alfred.“

Er verschloß den Brief, schrieb die Adresse darauf und klebte eine Mark auf; dann klingelte er nach dem Dienstmädchen, die den Brief zur Post tragen sollte.

„Es ist ein Uriasbrief,“ murmelte er, „aber die Kanaille wird kommen, wenn ich tausend Mark verspreche. Aber nun kommt das Schwerste,“ fuhr er nach einer Pause fort, „das Geständniß an meine Frau.“

Er legte sich auf's Neue Papier zum Schreiben zurecht, aber er brachte es kaum fertig, die Feder anzusetzen. Endlich faßte er sich gewaltsam und schrieb nun ununterbrochen mit fliegender Hast wohl eine Stunde lang.

„Im Angesicht des Todes mache ich Dir das folgende Geständniß, um Dir den Beweggrund anzugeben für das, was ich gethan habe. Ich müßte in erster Reihe Dir danken für alle Liebe und Güte, die Du mir erwiesen hast, aber Menschenworte sind zu schwach dazu. Vielleicht wirst Du empfinden, wie sehr ich Dich liebte, als ich mich entschloß, Dir dieses Geständniß abzulegen.“

Ich gehe in den Tod eigentlich wegen einer Lächerlichkeit. Allerdings handelt es sich dabei um eine Schuld, die ich beging und die nicht wieder gutzumachen ist. Meine Schuld ist jetzt fünf Jahre alt und datirt aus dem Jahre 1868. Du weißt, daß meine Heimath Hannover ist, welches im Jahre 1866 an Preußen kam, wodurch Verhältnisse eintraten, welche auch für mich von wichtigen Folgen begleitet waren. Mein Vater wollte als hannoverscher Beamter unter dem preussischen Regime nicht weiter dienen, er nahm seinen Abschied. Ich hatte in Göttingen studirt, hatte mein Referendarexamen gemacht und stand eben vor dem Assessorexamen. Ich hatte als Sohn eines der ersten Beamten des Landes mich allerdings an ein sehr flottes Leben gewöhnt, hatte wenig gearbeitet und mich, wie ich offen gestehen will, zum Theil darauf verlassen, daß man auf mich bei dem Examen, das ich in der Stadt Hannover abzulegen hatte, Rücksicht nehmen würde. Da kam die Annexion Hannovers und die Pensionirung meines Vaters,

und eines Tages ließ mich dieser zu sich kommen, um mir eine keineswegs angenehme Erklärung zu machen. Er theilte mir mit, er habe sich aus dem Dienst zurückgezogen und sei nun auf seine Pension angewiesen, ich sei aber gezwungen, mich in preussische Dienste zu begeben und in diesen zu bleiben, da sein Vermögen unter keinen Umständen ausreiche, um mir die Ergreifung einer anderen Laufbahn zu gestatten. Der Vater rieth mir, mein Assessorexamen schleunigst zu machen, mich dann den preussischen Behörden zur Verfügung zu stellen; gleichzeitig theilte er mir aber mit, daß er beschlossen habe, mir durch eine reiche Heirath ein sorgenfreies Leben zu sichern. Er theilte mir ein Heirathsprojekt mit, das ihm von einem Heirathsvermittler vorgeschlagen worden war, und ich brauche Dir wohl nicht erst mitzutheilen, daß es sich dabei um Dich handelte. Daß ich auf die Vorschläge meines Vaters einging, wirst Du begreiflich finden. Ich hatte hundertmal im Leben gesehen, daß sich junge Leute durch eine reiche Heirath „arrangirten“, wie der Kunstausdruck lautet; warum sollte ich es nicht auch thun? Der Heirathsvermittler, der mit mir direkt in Verbindung trat, theilte mir mit, daß Du Vermögen besähest, eine angenehme Erscheinung seiest; ich ging auf seine Vorschläge ein, aber es war mir nur unangenehm, daß ich in den Verhandlungen mit Deinem Onkel bereits als Assessor bezeichnet worden war, trotzdem ich mein Examen noch nicht gemacht hatte.

Ich konnte mich allerdings sofort dazu melden, aber mit meinen Kenntnissen stand es nicht gut, besonders konnte ich es kaum wagen, mein Examen nunmehr in Berlin zu machen, wo die Examinatoren als sehr streng galten, und wo schon rasch hintereinander eine ganze Anzahl von Bekannten durchgefallen war. Ich hatte, wie bereits erwähnt, etwas leichtfertig gelebt, hatte wenig gearbeitet und hatte infolgedessen drückende Schulden, die mir unangenehm waren und die mir sogar gefährlich werden konnten, wenn ich sie nicht bald los wurde. Es mußte mir daran liegen, möglichst rasch Geld in die Hand zu bekommen, und zu der Heirath gehörte vor Allem, daß ich mein Assessorexamen machte. Ich befand mich in beständiger Aufregung. Kaum hatte ich den Entschluß gefaßt, mich zum Examen zu melden, so packte mich die Angst, und ich schreckte davor zurück.

Da führte mir mein Unglück eines Tages den Assessor Lichtenberg in den Weg; Du kennst ja den Menschen, welcher der Dämon meines Lebens geworden ist. Er hatte zwei Jahre vorher sein Examen gemacht und es mit Auszeichnung bestanden. Unmittelbar darauf war er in Untersuchung wegen eines schlimmen Dienstvergehens gerathen, war verurtheilt worden und hatte ein Jahr im Gefängniß gesessen. Er war dadurch natürlich für die Justizcarriere unmöglich geworden. Ich traf ihn, kurz nachdem er aus dem Gefängniß entlassen war und bei einem Rechtsanwalts-Schreiberdienste that. Ich war mit ihm von der Universität Göttingen her bekannt, er that mir leid, insbesondere, da ich sah, daß er sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand. Er besuchte mich öfter in meiner Wohnung, wo ich ihn gastsfreudlich bewirthete, und hier machte er mir den unseligen Vorschlag, für mich in Berlin das Examen zu machen. Er besaß glänzende Kenntnisse, und die Ablegung des Examens war für ihn eine Spielerei; in Berlin kannte man weder ihn noch mich.

Natürlich wies ich diesen Gedanken zuerst zurück, aber merkwürdigerweise, Lichtenberg ließ nicht nach. Er wußte mich zu beschwären, wobei ich, ich will es offen und ehrlich gestehen, ihm schließlich auf halbem Wege entgegenkam. Wir trafen ein Abkommen, wonach er für mich nach Berlin gehen sollte, um dort unter meinem Namen das Examen zu machen; ich versprach

ihm von Deiner Mitgift dreitausend Mark, sofort zahlbar nach der Hochzeit. Ich traf Vorbereitungen, um meinen Vater zu täuschen, und selbst mich während der Zeit des Examens in einem kleinen böhmischen Orte aufzuhalten, während Lichtenberg in Berlin unter meinem Namen das Examen machte. Es handelte sich nur um drei bis vier Wochen, während denen er in Berlin anwesend sein mußte, und die Gefahr einer Entdeckung war kaum in Betracht zu ziehen.

Mit einem Schreiben von seiner Hand meldete sich Lichtenberg unter meinem Namen zum Examen, er bekam das Thema für die schriftliche Arbeit zugesandt, schickte die Arbeit ein und lebte in der Zwischenzeit auf meine Kosten. Ein schwerer Verlust traf mich gerade damals durch den plötzlichen Tod meines Vaters, der einem Schlaganfall erlag. Tief erschütterte mich das Unglück, aber selbst wenn ich wollte, konnte ich von dem Betrüge, den ich in Scene gesetzt hatte, nicht mehr zurück. Ich erhielt die Einberufung zum mündlichen Examen, Lichtenberg ging für mich nach Berlin, ich verschwand während der Dauer des Examens und durfte nach vier Wochen wieder an's Tageslicht kommen, nachdem ich erfahren, daß Lichtenberg unter meinem Namen ein glänzendes Examen abgelegt hatte. Die Sache war gar nicht so schlimm gewesen, man nahm gerade auf die Kandidaten aus den neu annektirten Provinzen besondere Rücksicht, und es wäre mir höchst wahrscheinlich selbst möglich gewesen, das Examen zu machen.

Was weiter geschah, weißt Du ja wohl. Ich offenbarte mich Deinem Onkel insofern, als ich ihm mittheilte, ich hätte Schulden, und verlangte von ihm eine Summe, aus der ich vor Allem Lichtenberg bezahlte, der das Geld nahm, um damit angeblich nach Amerika zu gehen. Ich habe nicht ohne Gewissensbisse die Ehe mit Dir geschlossen, aber ich befand mich damals in einer anderen Seelenstimmung als wohl heute, nachdem ich des Lebens höchstes Glück durch Dich kennen gelernt und es empfunden habe, was ein Familienleben bedeutet.

Unsere Ehe wurde geschlossen, mein geliebtes Weib, und der Himmel strafte mich fürchterlich und über alle Maßen. Er lehrte mich durch Dich das höchste Glück kennen, das ein Mensch erreichen kann, jedoch nur, um mich dann um so tiefer in's Unglück zu stürzen. Wir haben oft frei und offen über unser Verhältniß gesprochen, wir haben es uns gestanden, wie wir erst während der Ehe uns lieben gelernt haben, und im Angesicht des Todes kann ich Dir gestehen, daß ich Dich über Alles liebe und Dich mehr verehere, als ich je geglaubt habe, daß man ein Weib verehern und lieben könne. Mein Glück war jedoch nie ungetrübt; je verständiger ich wurde, je mehr ich überlegte, was ich gethan, desto unglücklicher kam ich mir vor, desto mehr fürchtete ich mich vor einer Entdeckung, lediglich deshalb, weil ich voraussetzen mußte, daß diese mich in Deinen Augen herabsetzen würde.

Ich habe eifrig gearbeitet und bin ein tüchtiger Beamter geworden, meine Vorgesetzten sagen, daß ich es sei; ich habe dem Staate Dienste geleistet, so gut ich konnte, ich bin ein anderer, ich darf sagen ein besserer Mensch geworden, seitdem ich mit Dir zusammen leben durfte, aber jede Schuld rächt sich. Auch für mich kamen Stunden der Erkenntniß und der verzweiflungsvollen Reue. Unmittelbar nach dem Feldzuge von 1870/71 tauchte Lichtenberg, wie Du Dich erinnern wirst, wieder auf, und seit dieser Zeit wurde er mein Verhängniß. Er hat mich zuerst um kleine Summen gebeten, ist dann immer unverschämter geworden und treibt mich jetzt in den Tod. Er fängt an, Wechsel auf mich zu ziehen, die ich nie werde einlösen können, und unser Geheimniß kann nicht länger gewahrt werden. Ich habe außerdem zu befürchten, daß Lichtenberg einmal in der Trunken-

heit sich und mich verräth. Ich bin dann unmöglich für das Leben und würde Dich mit in mein Unglück hineinreißen, Dich, die Du meinen erbärmlichen Namen trägt. Warum sollst Du die Last dieses besudelten Namens tragen, warum soll sich mein armer Vater im Grabe umdrehen, wenn er erfährt, wie ich, sein Sohn, diesen Namen besudelt habe, den er mir rein und makellos hinterließ?

Mehr als Alles aber treibt mich in den Tod der Gedanke, daß Du von dem Augenblick an mich nicht mehr achten kannst, in dem Du erfährst, daß ich Dich gewissermaßen durch einen Betrug gewonnen habe, daß mein ganzes Leben mit Dir zusammen eine einzige Lüge gewesen ist, so gern auch mein Herz mir sagen möchte, daß Du voll Güte und Liebe bist, daß Du mir verzeihen kannst und mit mir Mitleid haben könntest, so weiß ich doch, daß Du mich nicht mehr achten und lieben kannst. Ohne Deine Achtung und Liebe aber kann ich und will ich nicht leben, deshalb gehe ich in den Tod.

Der Mann aber, der mich in den Tod treibt, der mich zwingt, das Leben voll Glückseligkeit, das ich mit Dir führen durfte, jetzt zu verlassen, muß mit mir.“ —

Lauffert warf die Feder fort und schritt langsam auf und ab in dem stillen Gemach.

6.

Es war kurz vor Mitternacht. Alfred vergaß fast, wo er sich befand.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich entsetzt umwandte, sah er seine Frau hinter sich stehen.

Hastig legte er ein leeres Blatt Papier über das Geschriebene. „Was führt Dich hierher, Betty?“ fragte er. „Ich glaubte Dich längst zur Ruhe gegangen.“

Das Gesicht der Frau sah blaß aus, feierlich und ernst, und doch ruhte eine Milde auf diesem Gesicht, strahlte aus ihren Augen eine Liebe, die Alfred erzittern und erbeben ließ vor freudigem Schreck, vor einer unbestimmten Ahnung von Seligkeit.

Betty legte beide Hände auf die Schulter des Gatten und sagte, ihm tief in die Augen sehend, mit eigenthümlich zitternder und tiefklingender Stimme: „Alfred, die Stebe, die ich für Dich empfinde, ist heute auf eine harte Probe gestellt worden. Ich habe einige Stunden gebraucht, um mich selbst kennen zu lernen, um mit mir fertig zu werden, um vor Dich treten zu können und Dir wieder in die Augen zu sehen. Ich liebe Dich so sehr und weiß mich so von Dir geliebt, daß ich nicht vor Dich treten konnte, um Dir zu sagen: ich verzeihe Dir und bringe Dir mein Mitleid; nein, ich mußte vor Dich treten, wie jetzt, und mußte sagen: ich bringe Dir meine Liebe, ich stehe vor Dir mit derselben Liebe, wie ich sie so lange für Dich besessen habe. Alfred, ich weiß Alles! Seit heute Nachmittag bin ich Mitwiserin des Geheimnisses, das zwischen Dir und Lichtenberg besteht. Zittere nicht, Alfred, sei stark, ich habe viel mit Dir zu besprechen. Zum Glück hatte ich nicht gewartet, bis die Katastrophe kam, ich bin ihr entgegengegangen. Ich will Dir nicht schildern, wie ich in den Besitz Deines Geheimnisses kam, doch ich besitze es; ich weiß Alles, was Du gethan und verschuldet hast, ich weiß, wie Lichtenberg Dich gequält und gepeinigt hat, und was er auf's Neue vorhat. Du brauchst ihn nicht mehr zu fürchten, er befindet sich auf dem Wege nach Bremerhaven und verläßt morgen Europa für immer. Ich muß Dir gestehen, daß ich heute Nachmittag wie zerschmettert war, daß ich mich selbst und die Stärke meiner Liebe zu Dir prüfen mußte. Ich habe Dir gesagt, ich sei krank, weil ich nachdenken mußte. Ich bin zu einem Ergebniß gekommen und stehe vor Dir, Alfred, als Deine Gattin, als Deine

Trösterin und Beratherin, und was die Zukunft bringt, sei es noch so Schlimmes, sei es die Schande, sei es eine Verurtheilung, sei es das Furchtbarste, ich will es mit Dir tragen, um es Dir zu erleichtern.“

Zu den Füßen seiner Frau lag Alfred schluchzend.

„Steh' auf!“ sagte Betty. „Steh' auf! Dort ist nicht Dein Platz, mein geliebter Mann, Dein Platz ist an meinem Herzen, an dem Herzen Deines Weibes, das Dich liebt, das tief, tief schmerzlich erst jetzt die Pein empfindet, die Du jahrelang getragen hast.“

„Betty,“ flüsterte Alfred, „Du tödtest mich! Du kannst nicht verzeihen, was ich gethan habe! Häufe nicht so viel Großmuth auf mich, täusche Dich nicht selbst! Es wird die Stunde kommen, wo Du das bereuen wirst, was Du an mir gethan hast.“

„Hast Du so wenig Vertrauen zu der Stärke und dem Muth einer Frau, die liebt? Glaubst Du, es gibt etwas in der Welt, was zwischen uns treten könnte? Glaubst Du, daß ein anderer Zweifel an meiner Liebe jemals hätte bestehen können, als der kurze von heute Nachmittag — weniger ein Zweifel an meiner Liebe, als an meiner eigenen Stärke? — Setze Dich nieder und laß uns ruhig und verständlich über die Zukunft sprechen!“

Sie drückte Alfred sanft in einen Sessel und setzte sich auf einen Stuhl neben ihn. Sie umschlang ihn und zog ihn an sich, während sie ruhig und ohne eine Thräne zu vergießen muthig weitersprach: „Was Du gethan hast, muß gesühnt werden. Durch die gefälschten Wechsel, die Lichtenberg einer Person übergeben, die ihn schon seit längerer Zeit überwachte, ist er in eine Zwangslage gerathen, in der er von mir dreitausend Mark annehmen mußte, die ihm allerdings erst jenseits des Meeres, in New-York, gezahlt werden. Er ist unter sicherer Begleitung unterwegs nach dem Schiff, und für die nächsten Wochen haben wir vor ihm Ruhe. Du mußt aber furchtlos dastehen können vor Dir selbst, mein geliebter Mann. Was Du gethan hast, mußt Du sühnen. Du darfst die Stellung, die Du auf unrechtmäßigem Wege erworben hast, nicht mehr länger inne haben. Du mußt sofort Deinen Abschied nehmen, wir müssen die Gelder zurückzahlen, die Du vom Staat bezogen hast, diese Kleinigkeit wird uns nicht arm machen, aber Du mußt auch ein offenes Bekenntniß Deiner Schuld ablegen und die Folgen auf Dich nehmen. Ich habe den Rath, den ich Dir jetzt gebe, von dem Manne, an den ich mich um Hilfe gewendet habe, und der sie mir auch gebracht hat, von dem Direktor des Detektive-Instituts, auf dessen Diskretion wir ja rechnen können. Er empfiehlt Dir, sofort Deinen Abschied einzureichen und nach Berlin zum Justizminister zu fahren, um diesem ein offenes Geständniß abzulegen und Dich ihm zur Verhaftung zu stellen. Vielleicht nimmt man auf Dein offenes Geständniß und darauf Rücksicht, daß Du in die Rückzahlung Deines Gehaltes willigst. Will der Minister aber die Härte des Gesetzes gegen Dich in Anwendung bringen, so mag es sein, so nimm auch dieses als Sühne auf Dich. Dich wird dann vielleicht eine Gefängnißstrafe treffen, aber Du wirst sie überwinden, wenn Du daran denkst, daß draußen Deiner ein Weib wartet, die nie auch nur durch ein Wort Dich an Deine Schuld erinnern wird, die durch ihre Liebe wieder gut zu machen suchen wird, was das Schicksal an Dir gethan. Ob Du aber verurtheilt wirst oder nicht, wir werden dieses Land verlassen. Du sollst hier nicht vor den Leuten Deinen Blick niederschlagen, Du sollst nicht vor einer Entdeckung zittern. Wir gehen über den Ozean, und diese freiwillige Verbannung, die für mich keine ist — denn dort, wo Du bist, ist auch mein Glück — wird eine Sühne Deiner Schuld

sein, selbst wenn man Dich nicht zur Verantwortung zieht. Ich habe mich gepriit auf Alles das, was ich Dir vorschlage, und noch einmal, Alfred, meine Liebe zu Dir ist unerfütterlich. Wäre es möglich gewesen, so wäre sie jetzt noch in dem Augenblicke gewachsen, in dem Du mehr Liebe brauchst als jemals.“

„Es sind jetzt also ungefähr siebenzehn Jahre verflossen, seit diese Sache spielte,“ sagte ich dem Direktor des Detektive-Instituts, der mir die vorstehende Geschichte erzählt hatte, „darf man nicht auch den Schluß erfahren?“

„Warum nicht,“ sagte der Direktor, der jetzt längst als Rentier lebt und mir einmal im Laufe eines regnerischen Nachmittags den Vorfall erzählte. „Gewiß! Die Angelegenheit des früheren Amtsrichters Lauffert ist längst verjährt. Natürlich habe ich Ihnen nicht die richtigen Namen genannt, aber Sie haben doch das Interesse für die Personen, und darum will ich Ihnen mittheilen, daß mein Rath sich bewährt hat. Der Amtsrichter fuhr zum Minister, theilte demselben rückhaltlos Alles mit und stellte sich zur Bestrafung. Der Minister ließ ihn zwei Tage auf eine Antwort warten und sagte ihm dann, die Rücksicht auf eine Menge Dinge, wie zum Beispiel das offene Geständniß, die freiwillige Verbannung, die Rückzahlung des empfangenen Gehaltes, dann aber auch die Verdienste des verstorbenen Vaters, veranlaßten ihn, die Sache zu begraben. Es wäre allerdings gut, erklärte er, daß Lauffert das Vaterland verlasse; sollte eine Anzeige eingehen, so würde der Minister eine Untersuchung nicht anordnen, und eine Verfolgung Lauffert's würde nicht eintreten; er möge das, was er gethan habe, mit sich selbst ausmachen.“

Hatte der Abschied, den der Amtsrichter eingereicht hatte, schon großes Aufsehen in der Stadt erregt, so wurde die Aufregung noch größer, als er plötzlich mit seiner Familie Europa verließ und nach Brasilien ging; dort hatte er angeblich größere Güter geerbt, die er selbst bewirthschaften wollte. In der Provinz Santa Catharina hatte er sich eine Plantage gekauft, und ich hoffe, er lebt heute noch, und zwar glücklich mit seiner Frau und den bereits erwachsenen Kindern. Vor fünf Jahren habe ich noch einen Brief von Frau Betty bekommen, in dem sie mir mittheilte, sie lebten in so glücklichen Verhältnissen, daß sie keinen Wunsch mehr an das Leben hätten. Manchmal käme allerdings die Sehnsucht nach dem Vaterlande, aber ihr Gatte sowohl wie sie verbürgen dieselbe voreinander. Vielleicht würden sie in einiger Zeit wieder einmal nach Europa kommen, da sie dies jetzt mit Sicherheit thun könnten, aber nur zu Besuch, denn sonst bleibe doch Brasilien ihre zweite Heimath.

Sie sehen aber,“ fuhr der ehemalige Detektive-Institutsdirektor fort, „was Frauenliebe vermag. Ich verfiere Sie, wir Kriminalisten lernen es am besten kennen, wie viel Unglück, aber auch wie viel Glück die Frauen in die Welt bringen. Frauenliebe ist das Wichtigste, was es gibt; sie versetzt Berge, aber sie verfährt auch die Schuld und ist mächtiger manchmal als das Schicksal. Einen Beweis davon liefert Ihnen diese wahre Geschichte.“

G n d e.

Getreide-Elevator in Warschau.

(Mit Bild auf Seite 305.)

Für die Verproviantirung des großen besetzten Lagers Warschau besitzt die russische Kriegsverwaltung nahe der Stadt bei Pomonski zehn Getreidemagazine, die 200,000 Hektoliter Getreide aufnehmen. Damit dies bei längerem Lagern nicht verdirbt, muß es öfters gelüftet und umgeschaufelt werden, was früher

durch Menschenträfte geschah. Seit einigen Jahren aber besorgt dies ein nach amerikanischem Muster errichteter Getreide-Elevator (siehe das Bild auf S. 305), wodurch viel Zeit und Mühe erspart wird. Der ganz aus Eisen bestehende Bau ruht auf einem Betonfundament, ist unten stumpf kegelförmig und darüber cylindrisch, während das kuppelförmige Dach eine Laterne trägt. Die Gesamthöhe des innen elektrisch beleuchteten Elevators beträgt 25 Meter. Zwei Bahngleise führen zu ihm hin; auf dem einen fährt man das Getreide heran, das ein von einer Gaskraftmaschine betriebener Aufzug bis zur Dachlaterne hebt. Durch einen Ventilator hier ausgelüftet, gelangt es in ein Sieb, das es säherartig in den cylindrischen Theil ausstreut, von wo es durch zwölf Köhren in den Schöpffasten läuft, um dann durch ein Eisenrohr in die außen auf der Abfahrts-

seite harrenden leeren Eisenbahnwagen geleitet zu werden. Der Rauminhalt des Elevators beträgt 40,000 Hektoliter, die Maschine hebt, lüftet und reinigt in einer Stunde 400 Hektoliter, so daß man also für den Gesamttinhalt der Magazine 500 Stunden gebraucht.

Zollrevision an der böhmisch-sächsischen Grenze in Bodenbach (Böhmen).

(Mit Abbildung.)

Die Reisenden, welche, aus dem Königreich Sachsen kommend, die böhmische Grenze passieren oder umgekehrt aus Böhmen auf sächsisches Gebiet kommen, müssen sich in Bodenbach der unbequemen

Formalität der Zollrevision unterziehen. Unsere nach dem Leben gezeichnete Abbildung versetzt uns in die große Halle des sächsischen Zollamtes, die alle Gepäck bei sich führenden und nach Deutschland wollenden Passagiere passieren müssen. Auf dem langen Tische, der sich durch den ganzen Raum zieht, müssen sämtliche Gepäckstücke geöffnet und dem betreffenden Beamten vorgezeigt werden, der dann, wenn sich nichts Steuerbares darin vorfindet, eine Marke darauf klebt. In der Zeit des regen Reiseverkehrs entwickelt sich nach Ankunft eines jeden Zuges ein lebhaftes Treiben in den Räumen des Zollamtes, doch pflegt die Erledigung bei der Coulanz und Gewandtheit der beiderseitigen Beamten meist sehr rasch vor sich zu gehen.



Zollrevision an der böhmisch-sächsischen Grenze in Bodenbach (Böhmen).

An der Longe.

(Mit Bild auf Seite 309.)

Die Abrihtung der jungen oder Remontepferde, durch die der Pferdebestand der berittenen Truppentheile des deutschen Heeres regelmäßig aufgefrischt und ergänzt wird, erfolgt in der Reitbahn unter beständiger Aufsicht der betreffenden Vorgesetzten. Eine bestimmte Art dieser Abrihtung, das sogenannte Longiren, führt uns das Bild auf S. 309 vor Augen. Man läßt dabei die Pferde an einer Longe oder Laufleine im Kreise herumlaufen, um ihnen die richtige Haltung von Hals, Kopf u. s. w. beizubringen. Das Longiren erfolgt entweder, indem das Thier ohne Belastung läuft oder, wie auf unserem Bilde, unter einem Reiter, für den es gar nicht leicht ist, sich ohne Benutzung von Zügel und Steigbügel auf dem Rücken des Pferdes im Gleichgewicht zu erhalten.

Eine verhängnisvolle Pakete.

Erzählung nach Thatsachen. Von Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1786 befand sich die Stadt Luxemburg noch in österreichischem Besitze. Die überaus starke Festung, die damals so ziemlich für unüberwindlich galt, hatte zur Besatzung zwei Regimenter Infanterie, von denen das eine seit einem Jahre den Namen Prinz Ferdinand von Württemberg trug, aber immer noch nach seinem früheren Inhaber, dem Grafen Wenzel Kaunitz, dem unter Maria Theresia allmächtigen Premierminister, „Die Kaunitzer“ benannt wurde. Das andere Regiment führte nach seinem Inhaber den Namen Bierfel.

Seit 1714 gehörte Luxemburg zu Oesterreich,

und Garnison und Bürgerschaft waren in all der Zeit gut miteinander fertig geworden. Im Jahre 1785 hatten sich nun aber einige Soldaten des Regiments Kaunitz schwere Beleidigungen von eingeborenen Damen der Stadt zu Schulden kommen lassen. Dies empörte die Luxemburger so sehr, daß die Bürgerschaft das Regiment Kaunitz in die Acht erklärte und thatsächlich jeder Verkehr zwischen Bürgern und Soldaten dieses Regiments aufhörte. Die vornehme Gesellschaft Luxemburgs indeß, bestehend aus den reichen Ortseingesessenen und den hohen Beamten, hielt trotz dieser Vorfälle mit den Offiziercorps beider Regimenter zunächst noch gute Freundschaft, bis eines Tages aus einem nicht festgestellten Grunde auch diese in die Brüche ging. Wie die späteren Vorfälle lehren,



An der Longe. (S. 308)

muß in dem Offiziercorps des Regiments Kaunitz ein sehr eigenthümlicher Geist geherrscht haben, und es ist als zweifellos anzunehmen, daß die Schuld des Bruches an dem Offiziercorps der „Kaunitzer“ lag.

Die Offiziere des Regiments Bierzet dagegen verkehrten ruhig in der Gesellschaft weiter, und es erregte dies den Zorn der Kameraden vom anderen Regimente, und es kam zu Reibereien zwischen beiden Offiziercorps. Aber die Offiziere von Bierzet wollten den angenehmen Verkehr mit der guten Gesellschaft Luxemburgs ihren Kameraden zu Liebe nicht aufgeben, zumal sie sehr genau wußten, daß diese an ihrer gesellschaftlichen Achtung selbst schuld waren.

Einer der vornehmsten Bewohner Luxemburgs war der Baron v. Tornaco, ein reicher und gastfreier Mann, in dessen Hause sich oft Alles versammelte, was sich zur guten Gesellschaft Luxemburgs zählte. Eines Tages nun hatte Baron Tornaco wieder Einladungen ergehen lassen und dabei die Offiziere von Bierzet nicht vergessen, natürlich aber die Offiziere vom Regiment Kaunitz übergangen. Man setzte sich zur Tafel und war bei dem guten Mahle sehr heiter und vergnügt bis gegen den Schluß der Tafel. Kurz bevor der Nachtiich aufgetragen wurde, erschien der Haushofmeister des Barons und meldete, soeben wäre durch zwei Diener eine riesengroße Pastete als Geschenk von unbekannter Hand in der Küche abgeliefert worden. Solche Gaben waren nach dem gesellschaftlichen Gebrauche jener Zeit nichts Seltenes. Man liehete es, in geheimnißvoller Manier diese Geschenke in das Haus zu schicken, und gewöhnlich erst am Ende des Mahles, wenn die Pastete bereits verzehrt war, entpuppte sich der Geber, der sich meist unter den Geladenen befand und dem Wirthe und den Gästen durch das Geschenk der Pastete eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte.

Das Rathen und Kombiniren, wer wohl der Geber sei, machte den Gesellschaften jener Zeit bis zum Augenblick, wo sich der Geber entpuppte, viel Spaß. Der Baron Tornaco fand daher in der geheimnißvollen Uebersendung der Pastete nichts Sonderbares. Er befahl dem Haushofmeister, die Pastete hereinbringen zu lassen, und zwei Diener keuchten alsbald unter der Last der gewaltigen Pastete herein, welche man sich ungefähr in der Form eines heutigen „Baumluchens“ mit einer außerordentlich reichen Dekoration in Zuckerguß, in glasirten Früchten, in Schokolade, buntfarbigem Tragant und anderen Hilfsmitteln der dekorativen Küchenkunst geschmückt denken muß.

Die Pastete war so umfangreich, so vorzüglich garnirt und verzert, daß die Gesellschaft in einen einstimmigen Ruf der Bewunderung ausbrach. Von allen Seiten drängte man sich heran, das Wunderwerk der Küchenkunst zu betrachten, welches man vor den Hausherrn niedergestellt hatte, da er nach Tafelitte die Pastete aufzuschneiden hatte. Lange zögerte Baron Tornaco, das Meisterwerk der Küchenkunst durch Anschneiden zu zerstören, er wollte wohl seinen Gästen Zeit lassen zu Kombinationen über den freundlichen, wohlwollenden Geber. Endlich ergriff er unter allgemeiner Spannung der Tafelgäste das Messer, um die Pastete anzuschneiden. War man doch neugierig genug, mit welchem köstlichem Inhalte dieselbe gefüllt sei, denn man war gerade in jener Zeit in der französischen Küche, die auch in Luxemburg maßgebend war, groß in der Erfindung neuer Pastetenfüllungen.

Nun, Baron Tornaco und seine Gäste sollten in Bezug auf die Pastetenfüllung in der That eine Ueberraschung erleben. Mit einigen energischen Schnitten spaltete Baron Tornaco die Pastete, und entsetzt erhoben sich sämtliche Gäste von der Tafel: dieselbe war mit Mas und Roth gefüllt, und der Geruch, der sich verbreitete,

fast unerträglich. — Nachdem der erste Schreck überwunden war, machte sich die allgemeine Entrüstung über diesen gemeinen Streich Luft, und es war nur eine Stimme in der Gesellschaft: dieser niederträchtige Streich konnte nur von den Offizieren des Regiments Kaunitz ausgeführt sein, die sich für ihre Nichteinladung auf solche bübische Weise hatten rächen wollen.

Die Festfreude war völlig gestört. Alles drängte zum Ausbruch. Bevor aber die Gesellschaft auseinander ging, bat der Baron v. Fels, ein Freund Tornaco's, eine Ansprache an die Gäste richten zu dürfen.

Baron v. Fels, ein junger, reicher Grundbesitzer, bat die anwesenden Gäste, ihm für den nächsten Tag die Ehre des Besuches schenken zu wollen; das heutige Fest sei durch Bubenhand gestört worden, und er hoffe, daß er morgen den Gästen Genugthuung werde geben können.

Da man ahnte, Baron v. Fels wolle bei dem Feste in seinem Hause irgend etwas ausführen, was gegen die Offiziere des Regiments Kaunitz gerichtet sei, so fanden sich alle Gäste am nächsten Tage zur Mittagszeit bei Fels ein. Das Mahl verlief, ohne daß etwas Besonderes vorkam. Am Schluß der Tafel wurde abermals durch zwei Diener eine riesenhafte Pastete hergebracht und vor dem Hausherrn niedergesetzt, welche es an Größe dreist mit der des vorigen Tages aufnehmen konnte.

Athemlose Spannung herrschte in der Gesellschaft, Jedermann ahnte, daß jetzt die Rache für die Beleidigung vom vorigen Tage kommen würde. Man war neugierig, welcher „Affront“ den Offizieren der „Kaunitzer“ angethan werden solle.

Der Hausherr, Baron v. Fels, hob den Deckel der Pastete ab, und aus ihrem leeren Inneren flog eine Schaar von Sperlingen auf, welche alle karmoisinrothe Halskragen hatten, wie die Offiziere des Regiments Kaunitz.

„Da fliegen die hungrigen Späßen von Kaunitz!“ rief Baron v. Fels, und der jubelnde Beifall der Anwesenden gab ihm Kunde von der Anerkennung, die sein beißender Scherz fand. Man ließ die Sperlinge in's Freie fliegen, und in fröhlicher Stimmung blieb man noch bis zu später Stunde zusammen.

Da die Theilnehmer an der Festtafel selbstverständlich den Scherz des Barons v. Fels eifrig weiter erzählten, und die rothbekragten Sperlinge in der ganzen Stadt zu sehen waren, erfuhr davon natürlich auch das Offiziercorps der „Kaunitzer“. Schon am nächsten Tage trat es zu einer Berathung zusammen, in welcher beschlossen wurde, blutige Genugthuung vom Baron v. Fels zu fordern. Die Offiziere leisteten einen Schwur, nicht eher zu ruhen, als bis Baron v. Fels getödtet sei. So lange solle er von Offizieren des Regiments zum Duell gefordert werden, bis er siele.

Kaiser Joseph II. von Oesterreich, unter dessen Regierung man augenblicklich lebte, hatte zwar das Gesetz erlassen: „Wer an einem Duell theilnimmt, sei es als Duellant oder Sekundant, stirbt den Tod am Galgen, ganz gleich, welchem Stand oder welcher Familie er angehört“; der Kaiser hatte das furchtbare Gesetz auch wiederholt zur Anwendung bringen lassen, weil ihm daran lag, das Duell auszurotten. Das Offiziercorps der „Kaunitzer“ beschloß aber trotz des drohenden Galgens das Duell.

Der erste Herausforderer des Barons und sein Sekundant sollten durch das Loos bestimmt werden. Unter Aufsicht des Obersten wurde das Loos gezogen; es traf einen Major und einen Hauptmann. Der Major, obwohl Vater von sechs Kindern, mußte sich dem Beschluß der Kameraden unterwerfen und den Baron v. Fels fordern. Das Offiziercorps erklärte jedoch, daß es für die Kinder des Majors sorgen wolle, falls dieser siele.

Der Hauptmann begab sich darauf zum Baron v. Fels und forderte diesen als Kartellträger des Majors zum Duell auf Säbel heraus. Bei einer verfallenen Kapelle, die in den Bergen ungefähr eine Stunde von Luxemburg gelegen war, trafen sich am nächsten Morgen die Gegner. Herr v. Fels war ein gewandter Fechter, der Major ein älterer Mann. Aber die verzweifelte Lage, in der Letzterer sich befand, machte ihn zornig und tollkühn, und in wildem Grimme fuhren die Gegner aufeinander los.

Der erste Gang verlief ergebnislos, ebenso der zweite, im dritten Gange aber verließen den Major die Kräfte, und Fels brachte ihm eine schwere Wunde am linken Oberarm bei. Die Sekundanten trennten die Kämpfenden und erklärten, es sei der Ehre Genüge geschehen. Der Baron v. Fels aber verzette: „Nein, das genügt mir nicht! Einer von uns beiden muß auf dem Plage bleiben.“

Von Neuem drangen die Kämpfer aufeinander los; der Major verfuhr nur noch vertheidigungsweise. Fels drang wüthend auf ihn ein, sah aber in seiner Aufregung nicht, daß sich zu seinen Füßen ein abgebrochener Grenzstein befand. Ueber diesen stolperte er plötzlich und stürzte sich selber in den vorgehaltenen Säbel des Majors. Er war augenblicklich todt.

Der Major und der Hauptmann flüchteten sich über die französische Grenze. Was aus dem Major geworden ist, meldet die Geschichte nicht, der Name des Hauptmanns aber steht mit goldenen Buchstaben in den Annalen der Kriegsgeschichte eingeschrieben, denn dieser ehemalige österreichische Hauptmann und Sekundant in dem Duell wegen der Pastete nahm in Frankreich Dienste und brachte es bis zum kommandirenden General. Sein Name war Johann Baptist Kleber. Er war einer der ausgezeichnetsten Generale der französischen Revolution und wurde am 14. Juni 1800 von einem Türken in Kairo ermordet. Sein Denkmal steht heute noch auf dem Kleberplatz zu Straßburg.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Jongleur. — Bei einem der ersten Juweliergeschäfte Unter den Linden in Berlin fuhr, den eleganten, mit zwei herrlichen Füchsen bespannten Kutschierphaeton selbst lenkend, eines Vormittags ein sehr vornehm aussehender Herr vor. Dem hinter ihm thronenden Kutscher die Zügel zuwerfend, betrat er hocherhobenen Hauptes das Geschäft, von einem der anwesenden jungen Leute die Benachrichtigung des Chefs erbittend. Als dieser aus seinem Privatcomptoir herbeigeilt war, ersuchte der Fremde ihn um Vorlage eines Schmuckes: Kollier, Ohrringe und Armband, in Brillanten. Nach der ungefähren Preislage befragt, äußerte der vornehme Kunde, daß er etwa zehn- bis zwölftausend Mark anzulegen sich vorgenommen habe. Schmunzelnd beillte sich der Geschäftsinhaber zwei Glais herbeizuholen, deren Inhalt, verschiedenen Genres, und in der Preislage von elf- bis fünfzehntausend Mark, dem Käufer derartig zu gefallen schien, daß er nur schwer sich entschließen konnte und immer wieder, um das Feuer der Steine auf sich wirken zu lassen, die Kolliers vergleichend gegen das Licht hielt; endlich zahlte er, sich für den theuersten Schmuck entschließend, fünfzehn Tausendmarkscheine auf den Tisch. In diesem Augenblicke erschien ein Stabsoffizier eines der in Berlin garnisonirenden Garderegimenter, in Helm und Schärpe, der, den Käufer erblickend, freudig auf ihn zuellte und, ihn mit sonorer Stimme als Graf St. anredend, den Zufall pries, der ihn einer kleinen Reparatur an der Broche seines Töchters wegen hierher geführt. Ein Wort gab das andere, und der Major erfuhr, daß sein Freund ihn soeben habe aufsuchen wollen, um ihm nebst Gattin die Nachricht seiner Verlobung mit der Baroness L. persönlich mitzutheilen; er sei eben dabei, ein „kleines“ Brautgeschenk zu kaufen. Der Major besah nun den herrlichen Schmuck, legte ihn aber, augenscheinlich sehr wenig befriedigt, zur Seite, halb unter Lachen dem Freunde über seine Knauferei Vorwürfe machend

und den Juwelier auffordernd, dem Vermögen des Grafen angemessen, das Beste herbeizuschaffen, was sein Geschäft berge. Nach einem fragenden Blick auf den Fremden eilte der Juwelier in sein Privatcomptoir und kehrte sehr bald zurück mit einem großen Etui, welches das Beste enthalte, was er gerade besitze, dafür allerdings vierzigtausend Mark koste. Dem Grafen war es zu theuer, der Major aber redete zu, bis der Erstere endlich sich entschloß, den kostbaren Schmuck zu nehmen.

„Und dann fahren Sie gleich zu meiner Frau,“ warf nun der Major ein, „und zeigen ihr den Schmuck, ich komme sofort nach der Paroleausgabe nach.“

„Nur immer langsam,“ unterbrach hier der Graf den Redestrom des Offiziers, „so viel Geld habe ich nicht bei mir; ich will erst zu meinem Bankier in der Leipzigerstraße fahren und Geld holen, aber ich komme sicher heute Nachmittag.“

„Ach was,“ sprubelte nun der Major heraus, „ich lasse Sie nun nicht mehr aus den Fingern, holen Sie nur das Geld und kommen Sie sofort wieder; ich bleibe so lange als Pfand hier und erstehe unter der Zeit einen Ring für meine Frau, sonst wird sie beim Anblick der herrlichen Steine nervös.“

Dabei drängte er das wieder geschlossene Etui dem Grafen auf, und dieser fuhr — der Juwelier hatte durch eine artige Verbeugung seine stillschweigende Zustimmung gegeben — mit dem Schmuck davon, nachdem ihm der Offizier noch eingeschärft, nicht lange zu bleiben, da er zur Paroleausgabe müsse.

Der Major kaufte einen hübschen Ring für dreihundertfünfzig Mark, besahte ihn und erzählte dann, nach der Uhr sehend — es war gleich 11³/₄ Uhr — von dem kolossalen Reichtum des Grafen, der nun noch die einzige Tochter des ebenso reichen Barons L. als Gattin heimführen werde.

„Merkwürdig, daß der Graf so lange bleibt,“ warf er, abermals nach der Uhr sehend, ein. Er wurde nun unruhig, da die Zeit der Paroleausgabe immer näher rückte, und seine Unruhe schien sich dem Geschäftsinhaber mitzutheilen, der hinter dem Verkaufstisch hervorkam und nervös an der hohen Spiegelscheibe der Eingangstür zum Laden zu trommeln anfing. Endlich, fünf Minuten vor 12 Uhr, meinte der Major, der Graf müsse beim Bankier Auenthant bekommen haben; er müsse jetzt zur Parole, werde aber sofort sich beurlauben lassen und zurückkehren. Mit diesem Auswege war aber der Juwelier keineswegs einverstanden; er bat vielmehr den Offizier dringend, sein Versprechen zu halten und als Bürge bis zur Rückkehr des Herrn Grafen zu bleiben, und die beiden Herren kamen schließlich, da der Major, seine Karte überreichend, erklärte, nicht länger warten zu können, in einen immer erregter werdenden Disput, der sogar auf der Straße bemerkt wurde, denn ein zufällig des Weges kommender Wachtmeister der Schutzmannschaft fühlte sich veranlaßt, den Laden zu betreten.

In ruhiger Weise suchte nun der Major dem Wachtmeister die Situation auseinanderzusetzen, dabei betonend, daß er unbedingt zur Parole müsse, und der Juwelier bestand, immer nervöser werdend, auf seinem Weiben. Da fiel der Blick des alten Polizeibeamten auf die fünfzehn Tausendmarkscheine, die der Graf kurz vorher auf den Ladentisch aufgezählt, er nahm einen der Scheine, dann einen anderen, dann noch einen prüfend zwischen die Finger und rief, seinen Blick von dem Major auf den Juwelier und von diesem zu jenem wieder werfend, im Tone der höchsten Erregung aus: „Die Scheine sind falsch!“ Eine Bombe, die in dem Laden geplakt wäre, hätte keine größere Wirkung ausüben können, als diese Worte; der Major fing an zu toben, der Juwelier fuhr sich in's Haar, die beiden jungen Leute des Geschäfts kamen schreckensbleich näher — der Einsige, der nunmehr völlig ruhig war, war der Wachtmeister. Er nahm die falschen Scheine und legte sie fein säuberlich in sein Notizbuch, dann sandte er den einen jungen Mann nach einer Droschke und sagte nun mit Eiseskälte, sehr höflich zwar, aber fest und bestimmt zu dem Major, daß er ihn bitten müsse, sofort mit ihm nach dem Polizeipräsidium zu fahren. Der Major trat zurück und griff unwillkürlich nach seiner Waffe, brauste auf, mußte sich aber, da draußen auf dem Trottoir schon einzelne Spaziergänger stehen blieben, um größeres Aufsehen zu vermeiden, fügen, und bestieg mit dem Wachtmeister, der dem Geschäftsinhaber anheimstellte, in einer anderen Droschke nachzukommen und sich beim Polizeipräsidenten sofort zu melden, die eben ankommende Droschke.

Doch Roß und Reiter sah man niemals wieder! Denn als eine Viertelstunde später der Juwelier nach dem Polizeipräsidium kam und sich beim Präsidenten melden ließ, wußte kein Mensch etwas von der ganzen Geschichte.

Der angebliche „Graf“, der „Major“, der natürlich gar kein Major, und der „Wachtmeister“, der kein Wachtmeister war, alle drei waren geriebene Gauner, die nach vorher genau entworfenem Kriegssplan gearbeitet hatten!

Natürlich kam die ganze Polizei auf die Beine; alle Bahnhöfe wurden besetzt, Droschken flogen nach allen Seiten — Alles war umsonst. Der elegante Kutschierphaeton war im Tattersall von einem Herrn am Morgen gemiethet, der nach der Beschreibung der „Graf“ war. Dieser war, wie dann der Kutscher angab, direkt von dem Juwelier nach dem Potsdamer Bahnhofe gefahren und hatte ihn hier mit reichem Trinkgeld entlassen. „Major“ und „Wachtmeister“ waren nach dem Zeugniß des bald ermittelten Droschkenführers am Schloßplatz schon ausgestiegen, wo sie geblieben waren, wußte der Mann nicht.

Es unterliegt natürlich keinem Zweifel, daß Beide in der Nähe einen Unterschlupf hatten, woselbst sie sich der angemakten Uniform entledigen konnten. Bis heute ist der schlau angelegte, von langer Hand vorbereitete und mit fabelhafter Kühnheit und Geistesgegenwart durchgeführte Raubzug unbefragt geblieben. [Th. Sandert.]

Ein Liebesbeweis. — Sir Thomas Dorly war ein echt englischer Originalcharakter. Kaum dreißig Jahre alt, zog er sich in sein entlegenstes Schloß zurück und verbannte jede weibliche Person aus seiner Nähe, denn er haßte das schöne Geschlecht und hatte sich deshalb auch gelobt, nie zu heirathen. In allen guten Kreisen Englands machte man seine Glossen über diesen Sonderling, aber Sir Dorly blieb seiner Grille lange Jahre getreu. Da geschah es, daß er eines Tages, von der Jagd sehr ermüdet, auf einem entlegenen, ihm nicht bekannten Meierhofe einkehrte. Diesen Hof bewohnte eine Wittve von Stand und Bildung mit ihrer Tochter Lucie; sie hatte sich, durch allerlei Schicksalsschläge gezwungen, aus der großen Welt in diese stille Einsamkeit zurückgezogen. Sir Thomas sah bei dieser Gelegenheit Miß Lucie, deren Schönheit und geistige Vorzüge einen solch tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er in seinem Entschlusse bezüglich des Heirathens schwankend wurde. Er kämpfte ritterlich gegen die aufkeimende Liebe, aber — seine Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag, und endlich stand der Frauenhasser vor Lucie und bat um ihre Hand. Wie bestürzt aber war er, als Lucie, zwar gerührt, jedoch entschlossen, ihm erwiderte, daß sie nicht im Stande sei, seinem Wunsche zu entsprechen, und daß sie ihm auch für die Zukunft jede Hoffnung benehmen müsse. Sir Thomas gerieth in Verzweiflung, er kam wieder und bat Lucie abermals, doch ohne besseren Erfolg, und als er absolut den Grund für die Ablehnung wissen wollte, wies ihn Lucie an ihre Mutter, die ihn bescheiden möchte. Sir Thomas eilte zur Mutter und erfuhr, daß Miß Lucie in ihrer Kindheit durch einen unglücklichen Fall ein Bein gebrochen habe, welches durch die Ungeßicklichkeit des Arztes amputirt werden mußte. Ein Mechaniker verfertigte ihr ein hölzernes Bein, und da nun Lucie glaubte, sie könne dieses Umstandes wegen keinem Manne auf die Dauer gefallen, sei sie fest entschlossen, nie zu heirathen.

Am anderen Tage befand sich Sir Thomas auf dem Wege nach London. Dort legte er sich im Gasthose in's Bett, ließ den berühmten Wundarzt Piraton rufen und verlangte von diesem, daß er ihm seinen gefunden linken Fuß amputiren solle. Piraton weigerte sich natürlich, doch ehe er es verhindern konnte, hatte Sir Thomas ein Pistol ergriffen und sich mit einem Schuß das linke Knie total zerschmettert. Nun blieb keine Wahl, Piraton amputirte den Fuß, und nach drei Monaten war Sir Thomas leidlich geheilt. Derselbe Mechaniker, welcher Lucie das hölzerne Bein gemacht, besorgte auch Sir Thomas ein solches, und nach einigen Tagen reiste der standhafte Liebesritter, um einen Fuß ärmer, auf den Meierhof Luciens. Er wurde aus dem Wagen gehoben. Miß Lucie kam ihm entgegen, und er rief ihr freudig zu:

„Jetzt besteht kein Hinderniß mehr zwischen uns! Hier, theure Lucie, haben Sie einen kleinen Beweis meiner Liebe, ich habe meinen linken Fuß Ihnen Besorgnissen geopfert.“

Das überalste Mädchen stand anfangs da wie erstarrt, und dann — flog sie in seine Arme. Drei

Tage später vereinigte das eheliche Band das sich ähnlich gemachte glückliche Paar. [C. L.]

Sträflinge ohne Zuchthäuser. — Während in anderen Ländern nur entehrende oder sehr schwere Verbrechen mit Zuchthaus bestraft werden, gibt es in der Union verschiedene Staaten im Süden, in denen man wegen der unbedeutendsten Vergehen in die gestreifte Sträflingsjacke und in die zu ihr gehörigen Ketten gelangen kann.

Die Behandlung der Sträflinge, ihre Unterkunft, Beschäftigung u. s. w. ist in den einzelnen Staaten überhaupt sehr verschieden; am sonderbarsten aber erscheint das System, nach welchem in Georgia verfahren wird. Kein Zuchthaus, keine Besserungsanstalt oder reguläres Gefängniß ist irgendwo im Staate zu finden. Alle Verurtheilten werden gewissen Unternehmern für eine bestimmte Summe pro Jahr vermietet oder auch für Gemeindegewerke beschäftigt.

Es gibt im Staate drei Sträflingsarbeitskategorien. Die eine derselben ist direkt Staatssache und umfaßt die wegen Kriminalvergehen oder irgend welcher, anderwärts mit Zuchthaus geahndeter Verbrechen abgeurtheilten Sträflinge. Die Arbeit solcher Personen wird an Unternehmer auf 20 Jahre für 25,000 Dollars jährlich verdingen. Die durchschnittliche Zahl der diesen Unternehmern überwiesenen Sträflinge beträgt 2500, so daß der Staatsäckel aus dieser Quelle noch 10 Dollars pro Kopf erhält; dafür hat er das Gehalt für Sträflingsaufseher und deren Gehilfen zu bezahlen. Diese sollen darauf sehen, daß die Gefangenen menschlich behandelt und alle ausbedungenen Regeln beobachtet werden. Diese Kategorie von Gefangenen setzt sich zumeist aus Schwarzen zusammen, Weiße sind höchstens 10 Prozent darunter.

Was die zweite Kategorie von Sträflingen betrifft, so hat nur das County — etwa Kreis — mit ihnen zu thun. Dieser Klasse sind alle Sträflinge zugetheilt, welche zu Haftstrafen von nicht mehr als einem Jahre, jedoch nicht unter drei Monaten verurtheilt sind. Solche Gefangene werden von dem Sheriff nach erhaltener Anweisung an Korporationen oder einzelne Personen überwiesen, aber ohne irgend welche behördliche Aufsicht. Jedermann kann die Arbeit Solcher zu einem nur nominellen Preise — gewöhnlich 2¹/₂ Dollars pro Monat — kaufen, und dieselben behandeln, wie es ihm beliebt. Von einer Kontrolle, von Berichten über den Zustand der Sträflinge und dergleichen ist keine Rede. Niemand, selbst nicht der Gouverneur, hat überhaupt gesetzliches Recht zum Einschreiten und Kontrolliren. Manchmal nehmen auch die Countybehörden selber die Gefangenen in Arbeit an Landstraßen und anderen öffentlichen Verbesserungen; dies ändert indeß nichts an den sonstigen Verhältnissen.

Die dritte Kategorie umfaßt Personen, die wegen kleinerer Polizeivergehen zu Haftstrafen bis zu drei Monaten verurtheilt sind. Deren Arbeit wird nicht ausgemietet, sondern sie werden an den Gemeindestraßen u. s. w. beschäftigt. Gerade diese Abtheilung aber ist eine förmliche Elementarschule des Verbrechen und des gänzlichen sittlichen Untergangs. Zu diesen Gefangenen gehören namentlich viele junge Burschen, denen so die beste Gelegenheit gegeben ist, nunmehr völlig zu verwahrlosen.

Die Staatsgesetzgebung ist schon öfter bestürmt worden, wenigstens für jugendliche Verbrecher Besserungsanstalten zu errichten, aber freis vergeblich. [D. v. W.]

Eine Vorahnung. — Im Jahre 1787, als Kaiser Joseph II. sich auf Besuch in Paris befand, ging er eines Abends mit seiner Schwester, der Königin Marie Antoinette, aus dem königlichen Theater, als derselben auf der Treppe der Fächer entfiel, welchen jogleich ein Herr in zierlicher Kleidung aufhob und der Königin überreichte.

„Bei wem habe ich mich zu bedanken?“ fragte die Königin.

„Ich bin Advokat in der getreuen Stadt Paris,“ lautete die Antwort.

„Und wie ist Ihr Name?“

„Maximilian Robespierre!“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ sprach die Königin, und im Weitergehen zu ihrem Bruder: „Dieser Mann flößt mir Furcht ein!“

Joseph lachte und erwiderte: „Seit wann fürchten sich Weiber vor Kleidern (Robes) und edlen Steinen (Pierres)?“

Die „Kleider und Steine“ aber brachten die Königin auf das Schaffot. [C. L.]

Guter Einsall. — Der Präsident v. Barchwitz in Berlin wurde viel von seinen Bekannten in Anspruch genommen, und es hatte sich die Regel her-

ausgebildet: er gab, bekam aber nichts wieder — gleichwohl gab er gern, wenn die Forderungen nicht zu unbefcheiden und nicht gar zu häufig waren. Aber da war nun Einer, der es gar zu bunt zu treiben anfing, gegen den nahm sich Barchwitz vor, etwas weniger freigebig zu sein. Als er eines Tages beim Frühstück saß, öffnete sich die Thür, und der Ueberlästige trat ein.

„Denken Sie sich,“ rief er voll Verzweiflung, „was mich heute für ein Unglück betroffen hat!“

Der Präsident wußte, daß das wieder auf eine Anleihe hinauslief, aber er war fest entschlossen, dem Aufdringlichen heute nichts zu geben, und rasch war ihm ein guter Gedanke gekommen, wie er sich seiner entledigen könnte. „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ wandte er sich an seinen Besuch, bevor dieser noch weiterredete, dann rief er nach seinem Diener,

der eintrat. „Sage meiner Frau, daß ich sie für einen Augenblick zu sprechen wünsche,“ trug er diesem auf. „Nicht wahr,“ sagte er hierauf freundlich zu seinem Quälgeist, „Sie erlauben doch, daß ich in aller Kürze eine kleine häusliche Angelegenheit erledige, die keinen Aufschub leidet?“

Die Gattin trat ein. „Liebe Frau,“ begann er in großem Eifer, „der Bäcker, der mich schon gestern zu mahnen kam, wird heute wieder kommen, und da wir uns nicht alle Tage vor ihm können verleugnen lassen, so sage ihm ruhig die Wahrheit und eröffne ihm, daß ich ihm diesen Monat keinen Groschen geben kann, und daß er sich schon noch einige Wochen wird gedulden müssen. Will er nicht, so möge er mich verklagen.“

Die Präsidentin machte zwar anfangs ein verwundertes Gesicht, da sie nichts von einem mahnen-

den Bäcker wußte, aber bald verstand sie ihren Gatten, versprach, das Nöthige zu thun, und entfernte sich.

Nun wandte sich Barchwitz wieder zu seinem Besuch. „So, jetzt stehe ich Ihnen zu Gebote,“ sagte er mit theilnehmender Freundlichkeit, „Sie sprachen vorhin von einem Unglück, das Sie betroffen hätte, was ist Ihnen denn geschehen?“

Der Angeredete war nun in der größten Verlegenheit. Da er gehört hatte, daß der Präsident augenblicklich kein Geld hatte, konnte er ihn natürlich nicht darum angehen. Er mußte sich also rasch irgend ein Unglück ausfinden, weswegen er zu ihm gekommen sein könnte, und da er in der Geschwindigkeit nichts Besseres fand, erzählte er mit betrübter Miene, daß er eben die erschütternde Nachricht von dem Tode seiner Großmutter erhalten hätte, ob-

Humoristisches.



Guter Rath.

Theaterdirektor: Ich würde Ihnen abrathen, die Bühne zu betreten, denn die Schauspielerlaufbahn ist sehr dornig und Ihr Talent noch schwach.
 Herr: Ich hab' aber doch eine unbezähmbare Sehnsucht nach den Brettern!
 Theaterdirektor: Nun — so werden Sie doch Tischler.



Verunglückte Ausrede.

Höhere Tochter (bei einer Landpartie auf ein Kartoffelfeld deutend): Schau nur, Wetter, wie schön der Salat dort aussieht.

Wetter: Aber, Cousinden, das ist ja kein Salat, das sind doch Kartoffeln.

Höhere Tochter: Nun, ich meinte ja auch Kartoffelsalat, lieber Wetter.

gleich die würdige Dame bereits länger als zwanzig Jahre todt war. Barchwitz, der sich noch ganz gut erinnerte, daß er selber ihren Sarg hatte tragen helfen, machte nichtsdestoweniger ein äußerst trauriges Gesicht und sprach dem trauernden Enkel sein tiefstes Beileid aus; dann drückten sich Beide schweigend die Hände und gingen mit edlem Anstand auseinander. [S. D.]

Eine Antwort Friedrich's des Großen. — Im vorigen Jahrhundert war es in Preußen üblich, daß nicht nur das Militär, sondern auch der Adel bei Eheschließungen sich einen Konsens vom Könige erbitten mußte. Ein Edelmann, der Herr v. Hagen auf Rakel, wollte sich nach dem Tode seiner vierten Gattin wieder vermählen und kam daher bei Friedrich dem Großen zum fünften Male um Erlaubniß zum Heirathen ein. Der König ertheilte ihm seine Antwort, indem er auf den Rand der Eingabe die satirische Bemerkung schrieb: „Er braucht bei so großem Verbrauch künftig nicht mehr einzukommen.“ [S. W.]

Ein Nachruf. — Als der berühmte Schauspieler Talma in Paris begraben wurde (1826), war die Kirche, in der die Trauerfeier stattfand, bis auf den letzten Platz gefüllt, und es entstand beim Ausgang ein großes Gedränge. Ein Schauspieler, der mit dem Verstorbenen sehr befreundet gewesen, klüferte seinem Nachbar mit Thränen in den Augen in's Ohr: „Sehen Sie, unser guter Talma ist sich bis zu seinem Ende treu geblieben, denn selbst bei seinem Tode erzielt er noch ein volles Haus!“ [S. —.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösung des Bilder-Räthsel in Nr. 38:

Recht thun ist besser als Recht haben.

Zweifelhafte Charade.

Ein hübsches Eins war Melanie,
 Des Schulzen Tochterlein;
 Kein andres Mädchen war wie sie
 Im Dorf so hübsch und fein.
 Kam sie am frohen Zwei zum Tanz,
 So waren, heiß erglüht,
 Vor allen Burichen Fröh und Franz
 Um ihre Gunst bemüht.

Des Mädchens Sinn war flatterhaft,
 So daß, wie oft geschah,
 Ein Streit entstand voll Leidenschaft,
 Wie einst um Helena.
 Zerklagen fast an jedem Glied
 Ward Franz nach Haus gebracht
 Und Fröh — das war das End' vom Lieb —
 Sojort Eins-Zwei gemacht.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösungen von Nr. 38:

des Logogriphs: Kiesel, Kinkel, Kiel;
 des Ziffer-Räthsel's:

F A L L E
 L E N A U
 F A D E N
 H U L D A
 F A H N E

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.
 Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt
 und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
 in Stuttgart.